Wagenbach

RICARDO PIGLIA

MUNK

Roman

RICARDO PIGLIA

MUNK Roman

Aus dem argentinischen Spanisch
von Carsten Regling

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Die spanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel *El camino de Ida* bei Anagrama in Barcelona.

Die deutschen Zitate aus Joseph Conrads *Der Geheimagent* sind von Fritz Lorch übersetzt und der Manesse-Ausgabe von 1994 entnommen worden.

Die Arbeit des Übersetzers Carsten Regling wurde durch ein Stipendium des Deutschen Literaturfonds unterstützt.

Dieses Werk wurde im Rahmen des SUR-Programms zur Förderung von Übersetzungen des Außenministeriums der Republik Argentinien verlegt.

Obra editada en el marco del Programa SUR de Apoyo a las Traducciones del Ministerio de Relaciones Exteriores, Comercio Internacional y Culto de la República Argentina.

E-Book-Ausgabe 2015

© Ricardo Piglia c/o Guillermo Schavelzon & Asoc., Agencia Literaria

© 2015 für die deutsche Ausgabe: Verlag Klaus Wagenbach,
Emser Straße 40/41, 10719 Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Jede Vervielfältigung und Verwertung der Texte, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für das Herstellen und Verbreiten von Kopien auf Papier, Datenträgern oder im Internet sowie Übersetzungen.

ISBN: 978 3 8031 4178 1.

Auch in gedruckter Form erhältlich: 978 3 8031 3269 7.

Ein literarisch bewanderter Serienkiller sprengt Universitätsprofessoren mit Briefbomben in die Luft – das FBI tappt im Dunkeln. Ricardo Piglia erfindet den amerikanischen Kriminalroman neu und bietet ein anspielungsreiches Lesevergnügen.

Während des bitterkalten nordamerikanischen Winters leitet Emilio Renzi an der elitären Taylor University ein Seminar über W. H. Hudson. Gefangen im skurrilen Elfenbeinturm der Universität, wo die Kollegen Intrigen schüren und der einbeinige Dekan Don D’Amato einen Hai im Keller hält, lässt sich Renzi auf eine Affäre mit der brillanten Professorin Ida Brown ein. Doch dann ist Ida auf einmal tot – und das FBI beginnt zu ermitteln.

Ist Ida Brown Opfer eines Serienkillers geworden? Hatte sie Kontakt zu einer terroristischen Zelle? Und wieso ist es bei der Jagd auf Massenmörder hilfreich, James Joyce gelesen zu haben? Renzi findet nach dem Tod seiner Geliebten keine Ruhe und geht den überforderten Agenten zur Hand: Bald schon eröffnen sich vor ihm die paranoiden Abgründe der US-amerikanischen Gesellschaft.

Was vermeintlich als sentimentale campus novel beginnt, verwandelt sich unversehens in einen Kriminalroman mit Anleihen bei Thrillern aus Hollywood – und in das Psychogramm eines kaltblütigen Täters mit revolutionären Ideen.

Ricardo Piglia bei Wagenbach

Ins Weiße zielen Roman

Ein Mordopfer, das mit Zwillingsschwestern unter einer Decke steckt, ein Japaner als Tatverdächtiger, ein zwielichtiger Staatsanwalt, ein Jockey, der sein Pferd mehr liebt als sein Leben, und ein Kommissar im Irrenhaus – in der Pampa ist die Hölle los.

Ein Mordopfer, das mit Zwillingsschwestern unter einer Decke steckt, ein Japaner als Tatverdächtiger, ein zwielichtiger Staatsanwalt, ein Jockey, der sein Pferd mehr liebt als sein Leben, und ein Kommissar im Irrenhaus – in der Pampa ist die Hölle los.

Aus dem argentinischen Spanisch von Carsten Regling
Quartbuch. Gebunden mit Schutzumschlag. 256 Seiten

Künstliche Atmung Roman

Eine Familiengeschichte über mehrere Generationen, die durch die Landschaften des Exils bis nach Europa führt.

Aus dem argentinischen Spanisch von Sabine Giersberg
Quartbuch. Gebunden. 224 Seiten

Brennender Zaster Roman

Piglia erzählt die wahre Geschichte der Verbrecherbande um Nene Brignone, Gaucho Dorda, Cuervo Mereles und Malito – und macht daraus einen packenden Roman.

Aus dem argentinischen Spanisch von Leopold Federmair
WAT. 192 Seiten

Der Goldschmied Erzählungen

Raffinierte Detektivgeschichten, Liebeskummer und -freuden, mysteriöse Tauchgänge vor der argentinischen Küste – diese Sammlung zeigt den Facettenreichtum Piglias und führt ein in das Werk des großen argentinischen Autors.

Ausgewählt und aus dem Argentinischen Spanisch übersetzt von Carsten Regling und Sabine Giersberg

SVLTO. Rotes Leinen. Fadengeheftet. 144 Seiten

Argentinische Literatur bei Wagenbach

Ernesto Sabato, Der Tunnel Roman

»Der Tunnel« ist der existentialistische Roman nicht nur der argentinischen, sondern der gesamten lateinamerikanischen Literatur – Vergleiche mit den großen Werken eines Jean-Paul Sartre, Albert Camus oder auch Max Frisch sind durchaus angebracht.

Aus dem argentinischen Spanisch von Helga Castellanos
WAT. 160 Seiten

Lucía Puenzo, Wakolda Roman

Gepeinigt von einem beängstigenden Perfektionswahn und auf der Flucht durch Argentinien bietet sich einem deutschen Arzt die Möglichkeit, seine alptraumhaften Ideen zu verwirklichen.

Aus dem argentinischen Spanisch von Rike Bolte
WAT. 208 Seiten. Auch als E-Book erhältlich

Edgardo Cozarinsky, Die Braut aus Odessa Erzählungen

Sieben wunderschöne Erzählungen über Emigranten im 20. Jahrhundert. Ihre Spuren führen von Odessa nach Buenos Aires, von Wien und Budapest nach Lissabon und Paris. Mit diesen elegant ineinander verflochtenen Geschichten wird Edgardo Cozarinsky erstmals in Deutschland vorgestellt.

Aus dem argentinischen Spanisch von Sabine Giersberg
Quartbuch. Gebunden mit Schutzumschlag. 160 Seiten

Wenn Sie sich für diese und andere Bücher aus unserem Verlag interessieren, besuchen Sie unsere Verlagswebsite: www.wagenbach.de

Wollen Sie regelmäßig über neue Bücher informiert werden, schreiben Sie uns eine E-Mail an vertrieb@wagenbach.de oder abonnieren Sie den Newsletter direkt über unsere Verlagswebsite.

Verlag Klaus Wagenbach Emser Straße 40/41 10719 Berlin

www.wagenbach.de

Für Germán García
Auf die Rückkehr

Inhalt

- I. Der Unfall
- II. Die russische Nachbarin
- III. In Conrads Namen
- IV. Die Hände im Feuer

Epilog

Dieser verlorene Reichtum, er ist unendlich.

Edgar Bayley

I. Der Unfall

Erstes Kapitel

1

Damals lebte ich mehr als ein Leben, bewegte mich in parallelen Welten: Es gab die Freunde, die Liebe, den Alkohol, die Politik, die Hunde, die Bars, die nächtlichen Spaziergänge. Ich schrieb Drehbücher, die keiner verfilmte, übersetzte die immer gleichen Kriminalromane, bearbeitete trockene philosophische (oder psychoanalytische!) Werke, unter die andere ihren Namen setzten. Ich fühlte mich verloren, vereinsamt, bis ich plötzlich an einer nordamerikanischen Universität landete und in eine Geschichte hineingezogen wurde, von der ich hier erzählen möchte.

Ich erhielt das Angebot, ein Semester als *visiting professor* an der elitären Taylor University zu unterrichten; ein Kandidat war abgesprungen, und weil sie mich von früher kannten und sich an mich erinnerten, schrieben sie mir. Wir einigten uns, machten einen Termin aus, aber mir kamen Zweifel, und ich schob meine Abreise immer wieder hinaus. Ich hatte keine Lust, ein halbes Jahr am Ende der Welt zu vergeuden. Etwas später, Mitte Dezember, erhielt ich eine Mail von Ida Brown, verfasst in der Syntax alter Telegramme: *Alles geregelt. Bitte senden Sie den Seminarplan. Erwarten Ihre Ankunft.* An dem Abend herrschte eine fürchterliche Hitze, ich nahm eine kalte Dusche, holte mir ein Bier aus dem Kühlschrank und machte es mir im Sessel vor dem Fenster bequem; die Stadt glich einer opaken Masse aus fernen Lichtern und disharmonischen Klängen.

Ich lebte getrennt von meiner zweiten Frau und wohnte in einer Wohnung in Almagro, die mir ein Freund für eine Weile überlassen hatte. Ich hatte derart lange nichts veröffentlicht, dass eine blonde Frau, die ich eines Abends am Ausgang eines Kinos unter irgendeinem Vorwand ansprach, völlig verblüfft reagierte, als sie erfuhr, wer ich war. Sie hatte geglaubt, ich sei tot. («Oh, man hat mir erzählt, Sie wären in Barcelona gestorben.»)

Eine Zeitlang hielt ich mich mit der Arbeit an einem Buch über W. H. Hudsons Zeit in Argentinien über Wasser, aber das Projekt kam nicht voran; ich war erschöpft, lustlos, und ein paar Wochen tat ich überhaupt nichts, bis mich eines Morgens Ida Brown anrief. Wo ich steckte? In einem Monat begannen die Vorlesungen, ich müsse sofort aufbrechen. Alle warteten auf mich, übertrieb sie.

Ich gab dem Freund die Wohnungsschlüssel zurück, verstaute meine Sachen in einem Möbellager und reiste ab. Nach einer Woche in New York fuhr ich Mitte Januar mit einem Zug der New Jersey Transit in den ruhigen Vorort mit der Universität. Natürlich suchte ich Ida bei meiner Ankunft vergebens, aber immerhin hatte sie zwei Studenten geschickt, die mich auf dem Bahnsteig erwarteten, mit einem Schild, auf dem in roten Buchstaben mein falsch geschriebener Name stand.

Es hatte geschneit, und der Parkplatz glich einer weißen Wüste, mit Autos, die im eisigen Nebel versunken waren. Ich stieg in den Wagen, und im Schrittempo bewegten wir uns mitten am Nachmittag durch das gelbliche Licht der hohen Laternen. Wir hielten vor einem Haus in der Markham Road, unweit des Campus. Die Universität hatte es von einem Philosophieprofessor für mich gemietet, der gerade sein *sabbatical* in Deutschland verbrachte. Die beiden Studenten, Mike und John III. (ich sollte ihnen später in meinem Seminar wiederbegegnen), halfen mir still und fleißig beim Ausladen des Gepäcks, gaben mir ein paar praktische Tipps und zeigten mir, nachdem sie das Garagentor geöffnet hatten, den in der Miete enthaltenen Toyota von Professor Hubert. Zum Schluss erklärten sie mir noch, wie die Heizung funktionierte, und notierten mir eine

Telefonnummer für den Fall, dass ich erfrieren sollte («Zur Not rufen Sie einfach Public Safety an«).

Der Ort war herrlich und schien, obwohl New York gerade einmal sechzig Kilometer entfernt lag, nicht von dieser Welt zu sein. Villen mit riesigen Fenstern und großzügigen offenen Vorgärten, baumgesäumte Straßen, absolute Stille. Wie eine luxuriöse Nervenklinik, genau das, was ich im Moment brauchte. Nirgends ein Zaun, ein Wachhäuschen oder eine Mauer. Die Verteidigungsanlagen waren anderer Art. Die Gefahren des Lebens schienen weit entfernt, hinter den Wäldern und Seen, in Trenton, in New Brunswick, in den ausgebrannten Häusern und Ghettos von New Jersey.

Am ersten Abend blieb ich lange wach, besichtigte die Zimmer und betrachtete die Gärten im Mondlicht. Das Haus war gemütlich, aber dass ich wieder einmal in den Räumen eines anderen wohnte, rief erneut dieses seltsame Gefühl von Verlorenheit in mir hervor. Die Bilder an den Wänden, der Nippes auf dem Kaminsims, die akkurat in Plastikbeuteln verstaute Kleidung, all das gab mir das Gefühl, weniger ein Eindringling als ein Voyeur zu sein. Die Wände des Arbeitszimmers in der oberen Etage waren von oben bis unten mit Philosophiebüchern bedeckt, und als ich die Bibliothek betrachtete, kam mir der Gedanke, die Bände könnten aus demselben dichten Stoff gemacht sein, der mir stets erlaubt hat, mich von der Gegenwart abzuschotten und vor der Wirklichkeit zu fliehen.

In den Küchenschränken fand ich mexikanische Soßen, exotische Gewürze, Gläser mit getrockneten Pilzen und Tomaten, Büchsen mit Speiseöl und Marmeladengläser, als hätte sich jemand auf eine lange Belagerung vorbereitet. Konservendosen und Philosophiebücher, was konnte man sich mehr wünschen? Ich machte mir eine Campbell-Tomatensuppe warm, öffnete eine Büchse Sardinen, toastete ein paar Scheiben tiefgefrorenes Brot und entkorkte eine Flasche Chenin Blanc. Später kochte ich mir einen Kaffee, machte es mir auf dem Wohnzimmersofa bequem und schaltete den Fernseher ein. Wie immer, wenn ich an einem neuen Ort bin. Fernsehen ist überall gleich, die einzige Realität, die alle Veränderungen überdauert. Auf ESPN schlugen die Lakers die Celtics, in den *News* stellte Bill Clinton sein freundliches Lächeln zur

Schau, in einer Honda-Werbung versank ein Auto im Meer, und auf HBO lief *Possessed* von Curtis Bernhardt, einer meiner Lieblingsfilme. Joan Crawford lief mitten in der Nacht durch einen Stadtteil von Los Angeles. Ohne eine Vorstellung, wer sie war, ohne eine Erinnerung an ihr früheres Leben, irrte sie durch die seltsam beleuchteten Straßen wie durch ein leeres Aquarium.

Ich musste eingeschlafen sein, denn das Läuten des Telefons weckte mich. Es war kurz vor Mitternacht. Jemand, der meinen Namen kannte und mich beharrlich mit Professor anredete, bot mir Kokain an. Das alles war so ungewöhnlich, dass es wahr sein musste. Verwirrt legte ich auf. Entweder war es ein Witzbold, ein Spinner oder ein DEA-Agent, der das Privatleben der Ivy-League-Akademiker überprüfte. Woher kannte er meinen Namen?

Ehrlich gesagt, machte mich der Anruf ziemlich nervös. Ich leide unter leichten Panikattacken. Nicht mehr als jeder andere. Ich stellte mir vor, von draußen beobachtet zu werden, und löschte das Licht. Garten und Straße lagen im Dunkeln, die Blätter der Bäume bewegten sich im Wind; nebenan, hinter dem Holzzaun, sah man das hellerleuchtete Nachbarhaus und im Wohnzimmer eine schwächliche Frau im Jogginganzug, die mit langsamen, harmonischen Bewegungen, als schwebte sie durch die Nacht, Tai-Chi-Übungen machte.

2

Am nächsten Morgen fuhr ich zur Universität, stellte mich den Sekretärinnen und einigen Kollegen vor, erwähnte jedoch mit keinem Wort den seltsamen nächtlichen Anruf. Ich ließ Passfotos von mir machen, unterschrieb Formulare, erhielt einen Bibliotheksausweis und bezog ein sonniges Büro im dritten Stock des Fachbereichs, das auf die Kieswege und gotischen Gebäude des Campus hinausging. Das Semester begann, die Studenten trafen mit ihren Rucksäcken und Rollkoffern ein. Auf dem eisigen Weiß der breiten, von der Januarsonne beschienenen Wege herrschte reges Treiben.

Ich traf Ida Brown in der Professorenlounge, und wir gingen gemeinsam im Ferry House essen. Wir kannten uns von meinem ersten Aufenthalt vor drei Jahren, aber während es mit mir beständig bergab gegangen war, hatte sich ihre Situation deutlich verbessert. Sie wirkte vornehm in ihrem eleganten Cordblazer, mit ihren karmesinrot geschminkten Lippen, dem schlanken Körper und dieser leicht bissigen, sarkastischen Art. (»Willkommen auf dem Friedhof der sterbenden Schriftsteller.«)

Ida war eine Art Star der akademischen Welt, ihre Dissertation über Dickens hatte die Forschung über den Autor von *Oliver Twist* über zwanzig Jahre lang zum Erliegen gebracht. Ihr Gehalt glich einem Staatsgeheimnis, man munkelte, es würde alle sechs Monate angehoben, und ihre einzige Bedingung sei, dass sie hundert Dollar mehr verdiente als der bestbezahlte männliche Kollege (sie benutzte ein anderes Wort). Sie lebte allein, hatte nie geheiratet, wollte keine Kinder und war stets von einer Schar Studenten umringt. Nachts konnte man zu jeder Uhrzeit Licht in ihrem Büro brennen sehen und sich das leise Brummen ihres Computers vorstellen, auf dem sie ihre explosiven Thesen zu Politik und Kultur verfasste. Und auch ihr verstohlenes Lächeln bei dem Gedanken, welchen Skandal ihre neuesten Thesen unter den Kollegen hervorrufen würden, konnte man erahnen. Es hieß, sie sei ein Snob, der alle fünf Jahre eine neue Theorie vertrete, und jedes Buch von ihr sei anders, weil es die gerade aktuelle Mode aufgreife, aber es gab niemanden, der sie nicht um ihre Intelligenz und ihren Erfolg beneidet hätte.

Kaum hatten wir uns gesetzt, informierte sie mich über den aktuellen Stand am Fachbereich für Modern Culture and Film Studies, den sie selbst mitgegründet hatte. Sie habe die Filmwissenschaften mit aufgenommen, weil die Studenten keine Romane mehr lasen, nicht in die Oper gingen und sich weder für Rockmusik noch Konzeptkunst interessierten – aber Filme würde man sich *immer* anschauen.

Ida war offen, direkt und verstand es zu streiten und zu denken. (»Die beiden Verben gehören zusammen.«) Sie führte einen erbitterten Krieg gegen die *Derrida'schen Zellen*, die die literaturwissenschaftlichen Fachbereiche des Ostens kontrollierten, vor allem aber gegen das *Zentralkomitee* der Dekonstruktivisten in Yale. Dabei verteidigte sie nicht

den Kanon, wie es Harold Bloom oder George Steiner taten («diese kitschigen Ästheten der aufgeklärten Mittelschicht«), sondern attackierte sie von links, aus der großen Tradition der marxistischen Historiker heraus. («Obwohl marxistische Historiker ein Pleonasmus ist, so wie amerikanisches Kino.«)

Sie arbeitete für und gegen die Elite und hasste ihr berufliches Umfeld. Sie hatte kein breites Publikum, nur Spezialisten lasen sie, übte aber einen großen Einfluss auf alle möglichen Minderheiten aus, die ihre extremen Thesen aufsaugten, umformten und verbreiteten, bis sie – Jahre später – zum Allgemeinwissen der Massenmedien gehörten.

Ida hatte meine Bücher gelesen, kannte meine Projekte. Sie wollte, dass ich ein Seminar über Hudson gab. »Ich brauche deine Perspektive«, sagte sie mit einem müden Lächeln, als wäre diese Perspektive nicht besonders wichtig. Sie beschäftigte sich mit dem Verhältnis zwischen Conrad und Hudson, erklärte sie, um von vornherein klarzustellen, dass dies ihr Gebiet war und ich dort nichts zu suchen hatte. (Es hieß, sie halte nichts von Privateigentum – außer wenn es um *ihre* Forschungsprojekte ging.)

Edward Gardner, der Verleger, der Conrad entdeckt hatte, hatte auch Hudsons Bücher herausgebracht. Auf diese Weise hatten sich die beiden Schriftsteller kennengelernt und Freundschaft geschlossen; sie waren die besten englischen Prosaautoren des späten 19. Jahrhunderts und beide in fernen exotischen Ländern zur Welt gekommen. Ida interessierte sich für die Tradition derjenigen, die den Kapitalismus von einer archaischen, vorindustriellen Warte aus kritisierten. Die russischen Sozialrevolutionäre, die Beat-Generation, die Hippies und neuerdings die Umweltschützer hätten den Mythos des natürlichen Lebens und der Landkommune wiederbelebt. Hudson, so Ida, habe dieser etwas infantilen Ideologie das Interesse für die Tiere hinzugefügt. Die Friedhöfe der reichen Vorortsiedlungen sind voll mit Katzen- und Hundegräbern, sagte sie, während die *homeless* auf der Straße erfrieren. Die Kindergeschichten von Tolkien seien das Einzige, was vom literarischen Kampf gegen die Auswirkungen des Industriekapitalismus übriggeblieben war. Aber was ich denn eigentlich in meinem Kurs vorhätte? Ich erklärte ihr den Seminarplan, und das weitere Gespräch drehte sich im Wesentlichen um dieses Thema. Sie war so schön und so intelligent, dass es

fast ein bisschen künstlich wirkte, und ich hatte das Gefühl, sie bemühte sich, weniger attraktiv zu sein, als wäre Schönheit in ihren Augen ein Nachteil.

Nach dem Essen liefen wir durch die Witherspoon zur Nassau Street. In der Sonne hatte der Schnee zu schmelzen begonnen, und wir bewegten uns vorsichtig über die glatten Bürgersteige. Ich würde ein paar Tage freihaben, um mich einzugewöhnen, wenn ich etwas bräuchte, müsse ich nur Bescheid sagen. Die Sekretärinnen könnten sich um die bürokratischen Details kümmern, und die Studenten seien begeistert von meinem Kurs. Sie hoffe, dass ich es bequem hätte in meinem Büro im dritten Stock. Als wir uns an der Straßenecke schräg gegenüber dem Campus verabschiedeten, legte sie mir die Hand auf den Arm und sagte lächelnd:

»Im Herbst bin ich immer heiß.«

Ich war sprachlos, verwirrt. Sie sah mich mit einem seltsamen Ausdruck an, wartete ab, ob ich etwas erwidern würde, und machte sich dann entschlossen auf den Weg. Vielleicht hatte sie gar nicht gesagt, was ich zu hören geglaubt hatte (*»In the fall I'm always hot«*), vielleicht hatte sie *Im Fallen bin ich immer ein Falke* gesagt. *Hot/hawk*, gut möglich. Oder sie meinte *fall term*, das Semester, das im Herbst beginnt, doch gerade begann das andere. Natürlich konnte *hot* im Slang auch *speed* bedeuten, und im Dialekt von Harlem war *fall* ein Gefängnisaufenthalt. Unterhielt man sich mit einer Frau in einer fremden Sprache, nahmen die möglichen Bedeutungen noch zu. Es war ein weiteres Anzeichen für das Chaos in meinem Kopf, das sich in den nächsten Tagen noch verstärken sollte. Ich bin besessen von der Sprache, eine Berufskrankheit, mein Gehör ist geradezu vergiftet von Trubetzkoys Phonetik, und ich höre immer mehr als nötig. Es kann vorkommen, dass ich mich mit Anakoluthen oder adjektivierten Substantiven aufhalte und die wahre Bedeutung der Sätze aus den Augen verliere. Vor allem, wenn ich unterwegs bin, nicht geschlafen, zu viel getrunken oder mich verliebt habe. (Oder müsste es heißen: Vor allem, wenn ich reise, müde bin und mir eine Frau gefällt?)

In den nächsten Wochen kam es immer wieder zu solchen seltsamen Resonanzen. Das Englische beunruhigte mich, denn ich irrte mich öfter, als

mir lieb war, und schrieb diese Fehler der bedrohlichen Bedeutung zu, die Wörter manchmal für mich haben. *Down in the street there are pizza huts to go to and the pavement is nice, bluish slategray.* Ich konnte einfach nicht auf Englisch denken und fing sofort an zu übersetzen. *Am Ende der Straße gibt es eine Pizzeria, und der Asphalt (das Pflaster) glitzert sanft im bläulichen Licht.*

Äußerlich betrachtet, verlief mein Leben ruhig und eintönig. Ich kaufte im Davidson's ein, kochte zu Hause oder ging im Professorenclub gegenüber dem Prospect House essen. Hin und wieder nahm ich Professor Huberts Toyota und besuchte die umliegenden Dörfer. Käffer mit Spuren von Schlachten aus der Zeit der Unabhängigkeitserklärung oder des grausamen Sezessionskriegs. Manchmal ging ich am Ufer des Delaware spazieren, einem Kanal, der im 19. Jahrhundert Philadelphia mit New York verbunden hatte und einst der bedeutendste Handelsweg der USA gewesen war. Irische Einwanderer hatten ihn mit Schaufeln ausgehoben, und er besaß ein komplexes System aus Schleusen und Dämmen, aber jetzt war er stillgelegt und in einen von Bäumen gesäumten Wanderweg verwandelt worden, mit luxuriösen Villen auf den Hügeln zu beiden Seiten, die das ruhige Gewässer überblickten. Um diese Jahreszeit war der Kanal zugefroren, und Kinder in gelben Daunenjacken und roten Mützen glitten auf ihren Schlittschuhen wie Vögel über die transparente Oberfläche.

Eine meiner Beschäftigungen war das Beobachten der Nachbarin. Sie war das einzige Bild des Friedens in meinen einsamen Morgenstunden. Eine winzige Gestalt, die sich inmitten von toter Erde um ihre Blumen kümmerte. Von meinem Zimmer im oberen Stock sah ich sie jeden Morgen in den kleinen Garten gehen. Vorsichtig schritt sie durch den Schnee und hob das gelbe Tuch hoch, mit dem sie die Blumen abdeckte, die sie in einer Ecke, im Schutz einer Steinmauer, züchtete. Sie tat alles, damit die Knospen den Frost, die raue Winterluft und den Mangel an Sonnenlicht überstanden. Ich glaube, sie sprach sogar mit ihnen, ein sanftes Murmeln in einer fremden Sprache drang wie eine unbekannte, zarte Musik zu mir hoch. Manchmal hatte ich das Gefühl, sie pfeifen zu hören, was selten ist bei Frauen, aber eines Morgens vernahm ich ganz deutlich Mussorgskys *Bilder einer Ausstellung*. Die Wirklichkeit hat eine Hintergrundmusik, und in

diesem Fall entsprach die – ziemlich leichte – russische Melodie der morgendlichen Stimmung und meinem Gemütszustand.

3

Ich hatte Hudson im Laufe meines Lebens viele Male gelesen, und einmal hatte ich sogar die Estancia besucht, auf der er geboren wurde – Los Veinticinco Ombúes. Sie lag in der Nähe meines Hauses in Androgué, und ich fuhr mit dem Fahrrad bis zum Kilometer 37, bog in die unbefestigte Allee ein und sah das Landgut vor mir. Wenn man jung ist, liebt man die Natur, aber wie bei vielen Schriftstellern, die dieses kindliche Gefühl in ihren Werken zum Ausdruck bringen, hielt diese Liebe auch bei Hudson ein Leben lang an. Viele Jahre später, 1918, als er in einem Haus am Meer in England sechs Wochen lang ans Krankenbett gefesselt war, machte er eine Art lange spirituelle Erfahrung, die ihn mit übernatürlicher Klarheit in seine glückliche Kindheit in der argentinischen Pampa zurückversetzte. Auf die Kissen gestützt, Notizbuch und Stift zur Hand, schrieb er ohne Unterlass, in einem Zustand fiebriger Glückseligkeit, *Fernab und vor langer Zeit*, seine wunderbare Autobiographie. Diese Verbindung von Krankheit und Gedächtnis hat etwas von Prousts spontanen Erinnerungen, »aber es war nicht«, wie Hudson selber klarstellt, »dieser allseits bekannte Geisteszustand, bei dem eine Farbe oder ein Geräusch oder, häufiger noch, der mit unseren ersten Lebensjahren assoziierte Duft einer Blume die Vergangenheit so unmittelbar und lebendig heraufbeschwört, dass es schon fast einer Sinnestäuschung gleicht.« Vielmehr war es eine Erleuchtung, als wäre er wieder dort und könnte gestochen scharf die Tage vor sich sehen, die er damals erlebt hatte. Die aus diesen Erinnerungen entstandene Prosa gehört zu den Sternstunden der englischsprachigen Literatur und ist paradoxerweise auch einer der strahlendsten Momente der farblosen argentinischen Schreibkunst.

Vielleicht schrieb er so, weil sich das Englisch mit dem Spanisch seiner Kindheit vermischte; in den ursprünglichen Fassungen seiner Schriften tauchen wiederholt Unklarheiten und Fehler auf, die von Hudsons geringer